Zeitschrift: Zentralblatt des Schweizerischen Gemeinnützigen Frauenvereins = Organe centrale de la Société d'utilité publique des femmes suisses

Herausgeber: Schweizerischer Gemeinnütziger Frauenverein

Band: 44 (1956)

Heft: 12

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Bern, 20. Dezember 1956 44. Jahrgang, Nr. 12

ZENTRALBLATT

des Schweizerischen Gemeinnützigen Frauenvereins

Organe central de la Société d'utilité publique des femmes suisses

Motto: Gib dem Dürftigen ein Almosen, du hilfst ihm halb —
Zeige ihm, wie er sich selbst helfen kann, und du hilfst ihm ganz

Redaktion: Frau M. Humbert, Gunten, Telefon (033) 7 34 09 (Manuskripte an diese Adresse)
Frau Dr. H. Krneta-Hagenbach, Thunstraße 91, Bern, Telefon (031) 4 96 12
Für Gönnerbeiträge der Adoptivkinder-Versorgung bitte Zweckbestimmung beifügen!
Postschecknummer des Schweiz. Gemeinnützigen Frauenvereins: V a 174 Solothurn
Abonnemente und Inserate: Buchdruckerei Büchler & Co., Bern, Marienstraße 8, Postscheck III 286
Jahresabonnement: Mitglieder Fr. 3.50; Nichtmitglieder Fr. 4.50 Erscheint monatlich

Aus dem Inhalt: Weihnachten 1956 — Rascher Einsatz — Tagebuch — Amanda Tröndle-Engel - Aufruf an die Schweizer Frauen! — Nähaktion für Ungarnhilfe — Beiseite gestellt

Nachdruck unter Quellenangabe gestattet

Weihnachten 1956

Bald werden es 2000 Jahre her sein, daß das Heilige Land von Truppen einer mächtigen Nation besetzt war. Ein Statthalter der Großmacht übte die Regierungsgewalt aus, und fremde Soldaten sorgten dafür, daß seine Worte befolgt wurden. Es war eine schwere Zeit für die Juden von damals. Angstvoll nur konnten sie ihrer täglichen Beschäftigung nachgehen, und ohne Rücksichtnahme mußten sie ihren Wohnort verlassen, um der vom Statthalter angeordneten Volkszählung Folge zu leisten. Das ganze Land war in Bewegung, und die Einheimischen seufzten schwer unter dem fremden Joch. In dieser Zeit wurde in einem Stall in Bethlehem Jesus geboren. In einer unscheinbaren Umgebung, gehetzt von den Häschern des Herodes, begann das Leben des Sohnes Gottes, der später mit seiner machtvollen Lehre von der Liebe zum Nächsten Kontinente eroberte und durch all die Jahrhunderte den Menschen Trost und Hilfe spendete. Noch hatte er seine Augen kaum recht geöffnet, als seine Eltern mit ihm fliehen mußten, um ihn vor dem grausamen Kindermord der fremden Legionäre zu retten.

Und heute? Fast könnte man glauben, die Welt sei stillgestanden. Noch immer gibt es ganze Länder, die unter dem Joch eines fremden Großstaates seufzen. Wenn es auch nicht die gleiche Macht ist, die damals das Heilige Land beherrschte, so ist es doch eine mächtige Nation, die glaubt, mit Grausamkeit ganze Völker unterjochen zu können. Wiederum sind viele tausend Menschen zur Weihnachtszeit unterwegs, flüchten vor fremdem Terror, gegen den sie sich auflehnten und den sie in seiner ganzen Schwere nicht mehr ertragen konnten. Unsagbar ist das Elend, das Tausende

von Familien betroffen hat und dem Unzählige auch weiterhin ausgesetzt sind. Sie flüchten, so weit sie können, in westliche, christliche Länder, von denen sie mit warmer Sympathie aufgenommen werden. Wie eine große Grundwelle entsteht, wurde dadurch eine noch nie dagewesene Hilfsbereitschaft ausgelöst, die sich über ganze Kontinente erstreckt und den Sieg der christlichen Lehre über die gottlose Einstellung der Sowjetmenschen in schönster Weise zum Ausdruck bringt.

Mit welch großer Hilfsbereitschaft wurden doch die Flüchtlinge in unserem Lande aufgenommen! Unzählige setzen sich täglich bereits an der ungarisch-österreichischen Grenze mit allen ihren Kräften und ohne Rücksicht auf ihr persönliches Wohlbefinden ein. In nie gesehener Weise wurden Kasten und Schränke geleert, häuften sich die Spenden, um den Verfolgten zu helfen. Jeder und jede möchte durch irgendeine Aufmerksamkeit den Flüchtlingen, die in unser Land kommen, ihre Sympathie, Bewunderung und Liebe bekunden. Es ist wie ein Aufbrechen der christlichen Liebe, die schlummernd vorhanden, bisher aber sorgsam und scheu versteckt gehalten wurde. Wie ein strahlendes Weihnachtslied leuchtet sie vom kleinsten Dorfe bis zur großen Stadt und verbindet die Menschen in schönster Gemeinschaft.

Doch das Licht darf nicht verblassen. Weiter muß es leuchten während vielen Tagen, Wochen und Monaten, und auch nach Jahren, wenn neue Ereignisse das gegenwärtige Geschehen in den Hintergrund drängen, denn die Menschen, die aus ihrer Heimat vertrieben zu uns kamen, entstammen einer andern Umgebung und andern Verhältnissen, als wir sie haben. Sie werden uns in ihrer Denkungsart beurteilen, werden manches falsch oder gar nicht verstehen und werden auch nicht mit allem zufrieden sein, was sie hier finden. Auch wir werden vieles von ihnen lernen, das unsere vielleicht schon etwas starr gewordene Einstellung lockern und das uns zum Segen gereichen kann.

Mit viel, viel Geduld und Liebe wollen wir uns weiterhin der Flüchtlinge annehmen, um ihnen den Weg in die Freiheit, wie wir sie kennen, zu ebnen und ihnen zu einer neuen Heimat zu verhelfen, die sie schätzen und lieben lernen. Dann erst wird die Weihnachtsbotschaft erfüllt sein, die uns die große, alles überstrahlende Liebe verheißt und die allein uns zu guten Christenmenschen machen wird. *-rn-*

Rascher Einsatz

Gemeinnützige an vorderster Front

Was antwortet man, wenn man zur Mittagszeit telefonisch angefragt wird, ob man bereit sei, am folgenden Tag um 9 Uhr ab Bern mit einer Autokolonne für 10 Tage nach Wien zu fahren, um den ungarischen Flüchtlingen Hilfe zu bringen? Es sei Verpflegung und warme Bekleidung mitzunehmen, da über Unterkunft und Organisation des Einsatzes noch nichts feststehe und das meiste wohl an Ort und Stelle selbst organisiert werden müsse. Frau Humbert hat am Samstag, den 24. November, den Auftrag erhalten, der Hilfskolonne der PTT *bis Sonntagmorgen 30 Begleiterinnen zu verschaffen* — und es ist gelungen. Dreißig Frauen, darunter Frau Humbert selbst und zwei weitere Mitglieder des Zentralvorstandes, haben dem kurzfristigen Aufruf unverzüglich Folge geleistet.

Seither ist durch Zeitung und Radio vieles über diesen Einsatz der PTT-Kolonne berichtet worden. Von den Frauen selbst kommt spärliche Nachricht, weil sie ganz einfach keine Zeit zum Schreiben haben. Ein ausführlicher Bericht, in Form eines Tagebuches, ist uns kurz vor Redaktionsschluß zugegangen, den wir hier anschließend bringen.

Dem Bericht war ein *Aufruf* vorangegangen, mit dem nächsten Rotkreuzzug ein Quantum Schokolade und Zigaretten zu senden, die dazu helfen sollten, die erschöpften und entmutigten Menschen im Moment der Übernahme ein wenig abzulenken und zu erfrischen. Die knapp bemessene Zeit erlaubte nicht, an alle Sektionen zu gelangen. Der Appell ging darum nur an die kantonalen Zusammenschlüsse Aargau und Thurgau und an die Sektion Zürich-Stadt. Angesichts der zahlreichen Sammlungen wagten wir nur auf einige hundert Franken zu hoffen. Die *freudige Bereitschaft* aller Angefragten war ein *heller Lichtblick*. Sie ergab in kürzester Frist einen Betrag von über 1000 Fr., und die Sektion Zürich sorgte rasch für Einkauf und Spedition. Ein telegraphisch überwiesener Geldbetrag soll es ferner Frau Humbert ermöglichen, in besondern Fällen wirksam einzugreifen.

Warmer Dank für die Hilfsbereitschaft in allen unseren Sektionen, an die wir wohl noch oft werden appellieren müssen; denn die Betreuung der ungarischen Gäste hebt erst an.

R. S.-M.

Mit blutendem Herzen

Österreichisch-ungarisches Tagebuch von M. Humbert

Österreich-Ungarn! Ein Begriff, der der Vergangenheit angehört und nun plötzlich in einer neuen Form brennende Gegenwart geworden ist. Ungarn in Österreich — Österreich für die Ungarn.

Es ist **Samstag, 24. November,**

und in meinem Wohnzimmer sitzen zwei ungarische Flüchtlinge, die vor kurzem in unserem Dorf angekommen sind. Wir besprechen die Möglichkeiten, den Alltag bereichernd zu gestalten, reden von der Beschäftigung der Kinder, den Deutschstunden und anderm mehr. Ich möchte sie fühlen lassen, daß wir mit ihnen leiden und sie soweit als möglich in unsere Gemeinschaft aufnehmen wollen. Plötzlich läutet das Telefon — und alles ist anders geworden: Das Rote Kreuz in Bern bittet, bis zum nächsten Morgen mit ungefähr 30 Frauen bereit zu sein, die gültigen Paß, Fähigkeit, Willen und Zeit haben, um während etwa 10 Tagen mit den PTT-Cars Flüchtlinge an der ungarischen Grenze abzuholen. Ohne Zögern zuzusagen ist zweifellos das, was Frau Mercier getan hätte; dieser Gedanke tröstet mich nachher, wie ich nach der Übernahme der Aufgabe anfange, darüber nachzudenken. Es ist Samstagnachmittag, und mehrere der angerufenen Sektionspräsidentinnen sind unerreichbar. Die andern helfen großartig mit. Meine ungarischen Besucher erklären mir sofort, ich sei draußen nötiger als hier, für sie sei ja gesorgt. Aber dieses Eindringen der großen Not in unsere Wohnstubengemütlichkeit hinein hat plötzlich alles verändert. Wir sind alle sehr ergriffen. Keines kann die Tränen zurückhalten. Das Telefon ist besetzt bis gegen 11 Uhr nachts, und es ist besser, den Rest der Nacht auch noch zum Tag zu machen.

Sonntag, 25. November

Schon in Gunten stößt die erste Mitreisende dazu, im Thuner Bahnhof sind wir schon ein ganzes Kontingent, es erfüllt mich mit Stolz, daß fast ein Drittel aus dem Berner Oberland kommt, darunter drei Fürsorgerinnen vom andern Seeufer. Im Zentralsekretariat des Schweiz. Roten Kreuzes werden wir eingekleidet: Blauer Mantel mit Armbinde, Baskenmütze mit dem Roten Kreuz. Wir fahren in den Stöckacker hinaus, wo zu unserer großen Verwunderung eine große Menschenmenge um

die funkelnden Cars herumsteht. Während der Generaldirektor der PTT eine Ansprache an sein Fahrpersonal hält, machen wir Appell (es muß sehr amateurhaft getönt haben!). Wir haben schon einmal etwas gemeinsam gemacht, es sind jetzt gerade drei Jahrzehnte her: nämlich unser «Staats». Jetzt hat er es sehr viel weiter gebracht; aber es bleibt uns doch die Genugtuung, daß auch die schönsten PTT-Wagen nicht zur vollen Auswirkung ihrer humanen Aufgabe kommen könnten, wenn wir nicht mitfahren würden. Wir werden «gefernseht» und photographiert und sind eigentlich froh, bald wegfahren zu können. Die Fahrt durch die Schweiz ist ein erhebendes Erleben. Sobald am Radio der Beschluß des Wageneinsatzes bekanntgegeben worden war, stehen die Leute in jedem Dorf Spalier, selbst in Zürich erwarten uns auf der Straße und an den Fenstern große Menschenmengen, wir fühlen uns in ungeahnter Weise gestärkt und getragen. Nirgends fühlt man den Gedanken: Die haben Benzin für den Sonntag! Selbst die garantierte Sonntagsruhe, um die man kommt, scheint nicht betrauert zu werden. In Buchs gibt es einen längeren Halt, weder Zoll- noch Paßkontrolle, wieder ein Interview, und bald sind wir in Österreich. Noch vor Mitternacht halten wir in Innsbruck an, und das Wetter über den Arlberg ist uns gnädig. Plötzlich stecken wir im tiefsten Winter; es ist bezaubernd schön. Wir versuchen abwechslungsweise etwas hinzuliegen, dürfen aber die Chauffeure nicht vergessen, die — es ist erwünscht, daß man mit dem Fahrer spricht — wach bleiben müssen. Das Rote Kreuz hat uns in Salzburg Betten reserviert, die wir aber nie zu sehen bekommen. Es ist fast 6 Uhr am Morgen, wie wir vor dem Wohlfahrtshaus der österreichischen Post halten, für einen 2stündigen Halt, mit 7 Betten für unser 34, Würstchen, Tee mit alkoholfreiem Rum und Waschgelegenheit. Unsere PTTler habern, wie es sich gehört, zuerst ihre Pferdekräfte, so daß es eine geraume Zeit dauert, bis der ganze Stall versorgt ist. Nun sind wir zum Ausklang des Mozart-Jahres wohl in Salzburg; aber nichts klingt daran an, und vom umfahrenen Salzburg sehen wir diesmal nichts.

Montag, 26. November:

Wir sind müde, wie wir gegen Abend im Hof der Stiftskaserne einfahren. Noch so als letzter schweizerischer Rest von geregeltem Dasein haben wir uns vorgestellt, daß uns jemand in Empfang nehmen würde. Immerhin finden wir dann ein Büro, dort eine Liste mit den reservierten Zimmern, aber auch wieder einen Mikrophonmann, der uns in diesem Moment ziemlich überzählig vorkommt. Es kommt dann ein Moment, wo jedes sein Bett hat, in 3er- und 4er-Zimmern, leider in 2 Hotels, die man mit der Stadtbahn in einer halben Stunde erreicht! Ich weiß nicht, woher ich mir die Kompetenz nehme: ich sage ganz einfach, es bestehe Ausgangsverbot und um 8 Uhr am Dienstagmorgen müsse man startbereit sein. Es kommen dann noch ein paar Anrufe, einer mit der Meldung, man werde mich vom Roten Kreuz aus gegen 1 Uhr aufsuchen. Schon aus Rücksicht gegen die Zimmergenossinnen und auch weil für die Nacht alles vorgekehrt ist, verzichten wir dann darauf. Es gibt nur noch eine Zimmerrunde mit der Mitteilung, daß wir um 7 Uhr morgens starten. Der Concierge hat seine Loge im 1. Stock und, o Glück (im Hotel, das ich heimlich Hotel «Steingletscher» heiße), ich kann des Nachts dort telefonieren, denn er hat «für Schwestern schon eh was übrig gehabt». (Wer kann sich vorstellen, daß man «für Rechtsanwälte schon eh was übrig gehabt»?)

Dienstag, 27. November:

Unser erster Arbeitstag beginnt um 7 Uhr; für viele wird er um 2 Uhr am nächsten Morgen zu Ende sein, nach einer weiteren Fahrt mit Flüchtlingen von

500 km. Wie wir vor das Hotel hinaus treten, weht ein eisiger Wind. Und wenn auch keine von uns Nina heißt, so haben doch auch bei uns Hüte und Diskuswerfen ihre Bedeutung: die Mehrzahl unserer Mützen rollen wie Diskusse dem Westbahnhof zu. Ich fahre bald mit der Chefdelegierten des Schweizerischen Roten Kreuzes nach Klosterneuburg, wo wir die letzten Abmachungen für die 120 Personen treffen, die ich morgen von dort nach dem Schweizer Zug abholen soll. Klosterneuburg: Die Flüchtlinge sind in einer Kaserne untergebracht, aus der die Russen alles, aber auch alles weggenommen haben. Die Kasernenuhr hoch oben hat auch noch einen wohlgezielten Schuß erhalten, die großen Kochkessel haben nur gähnende Löcher zurückgelassen. Es ist alles in einem entsetzlichen Zustand, von Hunderten von Menschen allen Alters bevölkert. Unsere Nacht wird kurz sein: Die Zimmergenossinnen kommen um 2 Uhr zurück, und ich stehe schon um 6 Uhr wieder auf.

Mittwoch, 28. November:

In Klosterneuburg treffe ich nur noch 40 von den 120 Eingeschriebenen; die andern sind «irgendwo». In der Stadt? Oder nach Italien, Frankreich, Schweden gefahren? Was bedeutet in diesem Chaos schon ein Ländername? Warum nicht in den Bus einsteigen, der zuerst kommt oder die schönste Farbe hat? Kann man sich das vorstellen, diese Augenblicksentschlüsse, die doch so ausschlaggebend sein werden? Was für eine erste Erschütterung, der noch so viele folgen werden! Der Dolmetscher ist ein Dr. iur., er war im Außenhandelsministerium, folglich gefährdet, westlich beeinflußt zu sein, und saß die letzten 8 Jahre im Gefängnis. *Ein* Zahn ist ihm nicht eingeschlagen worden. Wir müssen aber 120 und nicht 40 an die Bahn bringen, es gilt ja, Österreich zu entlasten, den Schweizer Zug nicht halb leer zu lassen. So «werben» wir von neuem an, aus der großen Zahl derer, die nun plötzlich mit in die Schweiz wollen. Es ging ja bisher von einem Provisorium zum andern. Warum hätten uns die Eingeschriebenen auch glauben sollen, daß wir sie wirklich abholen? Sie sind nicht daran gewohnt, daß man Versprechungen hält. Wir erleben es auch einmal in einem Car, daß plötzlich der Verdacht auftritt, man fahre die Leute nach Ungarn zurück; sie beruhigen sich erst wieder, als sie mehrere Wegweiser lesen können. Wie wir sie dem Schweizer Zug übergeben, fühlen wir uns erleichtert. Sie sind aus Schrecklichem heraus!

Donnerstag, 29. November:

Kurz nach Mitternacht klopft eine der Unsrigen bei uns an: Es sind Flüchtlinge angekommen; das Hotel ist überbesetzt, unsere Mitarbeiterinnen haben bereits die Betten zusammengestellt; ob wir eine Decke abgeben können? Natürlich können wir das! Am Morgen besuchen wir die drei Kinder eines Arztes, der mit der Frau bereits in die Stadt gegangen ist, um sich wegen der weiteren Schritte zu erkundigen. Drei Tage und Nächte sind sie mit andern, zusammen ihrer 10, von Budapest her zu Fuß gekommen; die jüngeren Kinder sind noch nicht schulpflichtig. Wir lassen ihnen zuerst ein warmes Frühstück bringen und legen von unsern Vorräten zusammen. Der Tag ist ausgefüllt mit Besprechungen beim Roten Kreuz, in der Stiftskaserne, beim Abgang eines Zuges. Von allen Seiten her kommen die Cars mit den nach der Schweiz Reisenden an, betreut von unsern Mitarbeiterinnen. Wie ich mit einer Kollegin am Südbahnhof frage, ob der Zug schon im Güterbahnhof liege, steht ein jüngerer Mann neben mir am Schalter. Er läßt sich den Fahrplan herausschreiben, glaubt dann aber, mit dem Flüchtlingsausweis fahren zu können, was aber nicht angeht. Er hat seine Familie in Budapest ver-

loren und nun Bericht, wo Frau und Kinder in ein Lager aufgenommen worden sind. Mit nur 5 Schweizer Franken und unserem Lunchpaket kann ihm das erfüllt werden, was für ihn in diesem Moment das Wichtigste ist. Der Zug ist noch nicht da. Ja, Schwester sein ist gut: wir überqueren hemmungslos etwa 20 Geleise. Wir sind immer noch zu früh, und zusammen mit einer Kollegin flüchten wir uns in eine Kantine, die eine derartige Spelunke ist, daß wir kaum fassen können, daß wir noch froh sind, uns dort vor Kälte zu schützen. Übrigens ist bei unserem Eintritt gerade eine Schlägerei zwischen dem Wirt und einem Gast in verheißungsvollem Anfangsstadium: wer weiß, vielleicht bringen wir die Konsumation mit einem später zu verdienenden Zeugengeld heraus!

Freitag, 30. November:

Tag für Tag werden die Helferinnen, die «Fürsorgerinnen-Equipe», ein Name, der plötzlich irgendwie da war und für den wir uns allen Diplomierten gegenüber entschuldigen, eingesetzt. Alle erleben in intensivster Weise Massenelend und Einzelschicksal. Eines ist bestimmt anders geworden in Ungarn: Ich erinnere mich an einen Besuch vor 22 Jahren, als mir die Budapester Behörden Besichtigungen organisiert hatten durch Vermittlung einer Bekannten: damals waren die Armen in Budapest von einer Unterwürfigkeit Bessergestellten gegenüber, die gerade uns Schweizern schwer faßbar ist. Nun begegnet man dem Gebenden ruhig, freundlich, geduldig. Ja, musterhaft geduldig! Ein jedes Lächeln wird angenommen und zurückgegeben, jedes Mittragen ist physisch direkt fühlbar. Es ist etwas Gemeinsames da, das keiner Worte bedarf. Eine kleine phonetisch geschriebene Wortliste, die ich verteilen kann (es hat uns jemand eine Maschine geliehen!), erleichtert den Kontakt. Wir haben aber immer jemand, der als Dolmetscher uns da weiterhilft, wo Lächeln, Schokolade, Zigaretten und Gesten nicht ausdrücklich genug sind. In unserer Equipe grassiert eine *unheilbare Arbeitswut*. Die Cars können nicht unentwegt rollen, die Schweizer Züge sind mit 550 angefüllt. Wir haben noch Zusätzliches erfunden, auf das ich um so eher stolz sein kann, weil es bestimmt nicht von mir stammt: in den Kleiderlagern Kleider zu sortieren. Es sind Berge davon aufgestapelt, aus allen Ländern hergeschickt, nur gelangen sie mühsam an die Flüchtlinge, niemand hat Zeit, sie zu sortieren. Unsere Equipe macht hier vorwärts. Ein anderesmal gehen ihrer drei in ein Lager, um die Küchenequipe abzulösen Noch liegt das große Erleben vor mir:

Samstag, 1. Dezember:

Wir fahren mit 27 Cars (zu denjenigen der PTT sind noch 2 Militärcars gekommen) an die ungarische Grenze, nach Oberpullendorf. Wir sollen dort 1000 Flüchtlinge abholen, die in den zwei vorhergehenden Nächten herübergekommen sind. Die Fahrt ist 100 km lang, Ungarn zum Greifen nahe. Wie wir in den kleinen Ort einfahren, dessen einzige größere Straße auf beiden Seiten dicht von Menschen umlagert ist, bietet sich uns ein wahrhaft apokalyptisches Erleben: Mit dem Chefchauffeur habe ich ausgemacht, wie wir zuerst aussteigen und uns den Behörden vorstellen wollen, um einen möglichst ruhigen Abtransport zu ermöglichen. Es sollte aber nicht dazu kommen: Kaum halten unsere Cars an, so gibt irgendein österreichischer Polizeioffizier (oder welchen Grad er haben mag) die Erlaubnis: Nur einsteigen! In wilder Flucht stürzt alles auf unsere Wagen — es ist für viele das erste Dach seit der seit Tagen dauernden Flucht! Es ist herzzerreißend: Wie Schiffbrüchige sich anklammernd, strömt und strömt es ununterbrochen herzu, von Seitengassen, von den Feldern, aus den Häusern. Männer,

Frauen, Kinder. Immer mehr drängen heran, die Sitzplätze sind besetzt. Wir haben Wagen, die mehr als 20 darüber hinaus aufnehmen. Und nun kommen die Behörden und geben endlich die Abmachung bekannt: 12 Wagen kommen nach Judenau, das für Kinder besser eingerichtet ist, 15 nach Traiskirchen. Nun heißt es wieder umsteigen. Aus begreiflicher Furcht, die Fahrtgelegenheit zu verpassen, ist das nicht so einfach. Viele haben noch nichts gegessen, und es wird fast 6 Uhr abends, bis sie dazu kommen. Eine erste Erfahrung hatte uns gezeigt, daß für diese Reisen ab Grenze keine Verpflegung vorgesehen ist — wo sollte sie auch herkommen, wo doch an diesen kleinen Orten doppelt so viele Flüchtlinge sich aufhalten wie Einwohner? Wo die Lage sich jeden Morgen verändert zeigt! Es gibt wohl ein Schloß mit einer Gräfin, sie läßt aber gerade einen schönen Gruß ausrichten; aber es tut ihr sehr leid, sie kann niemanden mehr aufnehmen, sie hat bereits 380 Flüchtlinge im Haus! Der Schweizerische Gemeinnützige Frauenverein, und vorher auch das Schweizerische Rote Kreuz, haben unserer Bitte entsprochen und uns für diese unvorhergesehene Aufgabe die Mittel gegeben, um Notrationen zu kaufen. So kann ich auch in meinem Wagen die Hungrigsten ein wenig ernähren, vor allem auch mit dem persönlichen Proviant. Es ist für uns längst eine Selbstverständlichkeit geworden, alles wegzugeben. Wir essen womöglich ein Brötchen kurz vor der Ankunft, vor Flüchtlingen zu essen kommt niemandem in den Sinn. Man ist nicht so zeitgebunden, daß man meint, man müsse am Mittag zu Mittag essen. Endlich, nach Stunden, wir sind um halb 12 Uhr angekommen und fahren nach 15 Uhr weg, kann das Signal zum Wegfahren gegeben werden, allerdings nicht für die vorgesehenen 1000, sondern für über 1300 Flüchtlinge. Sie sind alle des Nachts über die Grenze gekommen; die Kinder werden eingeschläft. Wenn die Leuchtraketen aufleuchten, wirft man sich zu Boden, die Kinder weisen Gesichtsschrammen auf. Es wird ihnen geholfen von Privaten und Soldaten, unentgeltlich — aber auch gegen Geld, die Eheringe und die Armbanduhr. Die Russen sind besonders auf letztere sehr versessen. Neben mir sitzt ein Dolmetscher, dessen Spezialität Goldanalysen sind. Er war noch am Dienstag in Budapest. Alle interessieren sich, wie lange bei uns ein Arbeiter arbeiten muß, um so viel Geld zu verdienen, daß er sich ein Paar Schuhe kaufen kann: bei ihnen sind es 2 Wochen. Der Maßmantel verlangte 2 Monatslöhne. Seine Zukunftsaussichten: Westdeutschland, zur Großmutter. Wieso sie dort lebt? Weil sie mit dem Großvater von den Deutschen dorthin deportiert wurde! Als ich mein kostbares Geschenk, ein Stückchen Bronze von der Stalin-Statue in Budapest, hervornehme, erkennen es sofort alle in seiner Bedeutung. Viele, auch mein Nachbar, waren schon von den Russen gefangen und sind ihnen, zum Teil sogar zweimal, wieder entwischt. Sie sind 220 Kilometer weit gelaufen, sie sind müde, schmutzig, aber höflich, geduldig und diszipliniert. Vor kurzem noch wurden sie beschossen, jetzt sind sie im ungewohnten Gefühl der Sicherheit. Die Ankunft in Traiskirchen ist trostlos: Zu Hunderten stehen die Flüchtlinge um unsere Wagen herum (es sind ihrer 4000 dort); wer zusammengehört, hält sich dauernd an der Hand; alles geht in der Kälte wie in einem Zwangslager im Kreis herum. Über Traiskirchen soll auch in der Schweizer Presse kritisiert worden sein: Man stelle sich die Aufgabe vor, unvorbereitet Tausende von Menschen aufzunehmen, wieder abzugeben, in einem Haus, das von den Russen besetzt war, einer jener Kasernen, wie wir sie in erschütternder Zahl und Einheitlichkeit gesehen haben: ausgeräumt bis und mit den Türfallen, Klosetts, sogar an einzelnen Orten den Fußböden. Wir können erst aussteigen lassen, wie die Verpflegung fertig ist, das Geschirr gewaschen und alles für die Neuankommenden wieder bereit: sie sollen zuerst verpflegt werden. Auch muß nun eine erste Registrierung

erfolgen. Es ist finster, wie wir wegfahren. Bis dahin habe ich mich beherrschen können: Es waren Menschen um mich herum, die von meiner Haltung abhingen. Aber nun ist es zu Ende: Wie die letzten die Wagen verlassen, sind es die erlösenden Tränen, die versuchen, das ungeheure Elend, das über mich gekommen ist, wegzuschwemmen. In der darauffolgenden Nacht schlafe ich wieder einmal neun Stunden, ein richtiger Erschöpfungsschlaf. Es ist nicht ungarisches Schicksal, das wir erleben, längst nicht mehr, es ist menschliches Schicksal, unser aller Schicksal.

Sonntag, 2. Dezember

In der Hofburgkapelle tönen die Stimmen der Wiener Sängerknaben wie vom Himmel herab. Sie wühlen zutiefst auf, es braucht Zeit, bis sie lindernd wirken. Wir sitzen in einer Loge; unter uns brennt am Adventskranz die erste Kerze. Wir fragen nicht mehr, wo wir sein werden, wenn zwei, dann drei und endlich vier Kerzen leuchten werden. Unsere Frage ist: Was wird sein, wenn die andern Kerzen brennen, ja was wird sein, wenn schon nur die zweite Kerze angezündet ist?

Ich muß am Nachmittag an den Schweizer Zug, und so übernehme ich noch den anscheinend einfachen Auftrag, im Rothschild-Spital 124 Flüchtlinge für die Schweiz abzuholen. Rothschild-Spital! 1904 stiftete das Ehepaar Rothschild zwei Millionen Kronen; ein halbes Jahrhundert später war es den Russen vorbehalten, das daraus zu machen, was es heute ist: Wände mit einem Dach, irgendwo noch eine Aufschrift «Nase und Kehlkopf». In der Eingangshalle der Spruch «Heil, wer sich des Armen annimmt, wahrhaft arm ist nur der Kranke, ps. 412 Babyl. Talm Ned 40 a». Warum ich Zeit habe, das zu notieren? Weil von den 128 Personen 88 neu registriert werden müssen für die Schweiz, die andern sind nicht auffindbar, trotz Lautsprechersuchanlage. Dafür möchten Hunderte anderer mitkommen. Daß wir unter diesen Umständen stundenlang dort verweilen, ist ohne weiteres verständlich. In letzter Minute kommt auch noch ein Rechtsanwalt mit: 40 Jahre alt, bis 1942 in russischer Gefangenschaft, seit 1945 Berufsverbot und Schwerarbeiter. Er hat recht: «Jurist, leider ein schlechter Flüchtlingsberuf.» Er war Auditor in der Armee gewesen. Wir nehmen Leute mit, die Berger, Egger, Weber heißen und doch nur Ungarisch sprechen. Bald wissen wir sie in der guten Hut des warmen Schweizer Zuges, wenn er auch noch stundenlang in den Bahnhöfen herumsteht. Die Leute sind auf Zeitungen erpicht, diesmal trifft es sich, daß die «Schaffhauser Nachrichten» besonders eifrig gelesen werden! Ein anderes Schicksal, dasjenige eines Mannes, der eben über die Grenze gekommen ist: Als General jahrelang in russischer Gefangenschaft, die Gelenke weisen noch die Spuren der Handschellen auf. Nach der Rückkehr das große Glück, als Stadtomnibuschauffeur angestellt zu werden. Plötzlich ist er mit seinem Bus zwischen einem russischen Tank und den Freiheitskämpfern. Und nun liegt eine lange Flucht hinter diesem Mann, der nicht mehr der jüngste ist. Besonders erschüttern mich immer die 14- und 15jährigen alleinstehenden Burschen, Mittelschüler mit zarten, traurigen Gesichtszügen, Kinder mit der Last der Erwachsenen, die ganz allein dastehen. Was für ein wunderbarer Einzeleinsatz vieler unserer Helferinnen! Sie geben all ihr Geld aus für Telegramme, die die Flüchtlinge nach Amerika und an andere Orte senden möchten. Aber ach, es kommen viele wegen ungenügender oder nichtbestehender Adresse zurück; was für Hoffnungen werden da zerschlagen! Eine unserer Frauen kann ein besonders zartes junges Bürschchen aus dem Lager wieder herausbringen und in Wien unterbringen. Letzte Nacht schlief eine Ungarin in einem unserer Zimmer. Eine der Unsrigen hatte das Brautpaar am Bahnhof angetroffen, obdachlos, kein Hotelzimmer mehr frei. Ihre Geschichte: Der Mann war, weil politisch verdächtig, kurz vor dem Ab-

schluß der Medizinstudien von der Hochschule ausgeschlossen worden, zugleich aber gezwungen worden, als Assistent in einem öffentlichen Spital zu arbeiten. So blieb er unter dem Druck der Verhältnisse. Sie hoffen, nach Holland fahren zu können. Auch unser Hotel war besetzt gewesen; aber von den Unsrigen schliefen drei in zwei Betten, und der erübrigte Couch gab dem Mann im Badezimmer die ersehnte Nachtruhe.

Montag, 3. Dezember:

Seit Samstag ist die Mariahilferstraße im Weihnachtsglanz. Und gleich um die Ecke sind die Buden für den berühmten Christkindlmarkt aufgeschlagen. «Es darf an Weihnachten kein Flüchtling mehr auf Stroh liegen», schrieb eine Zeitung. Es fehlt nicht an Menschen guten Willens; aber es ist alles so maßlos geworden in dieser unmenschlichen Zeit. Und kalt ist es geworden; es weht ein so starker Sturmwind, daß ich es aufgeben muß, oben an einer Straßenecke gegen den Wind zu gehen. Er ist einfach der Stärkere. Und so viele sind unterwegs, und wenn wir zu Bette gehen, kriechen sie über die Grenze, sie sind noch in ihrem Land, sie haben kein Verbrechen begangen — und es wird bald wieder Schnee fallen, die Blätter fallen, und die Deckungen in den Wäldern werden dünner . . .

Dienstag, 4. Dezember:

Heute und morgen arbeiten die Cars wieder für den Entlastungsdienst der Österreicher; denn die Schweizer Züge fahren ab Graz. Da ich am Nachmittag in Wien sein muß, mache ich am Vormittag nur schnell die Fahrt nach Judenau, etwas über 30 km von Wien entfernt, durch den Wienerwald, um einen Car voll von Leuten abzuholen, die vor der Ausreise nach Kanada die Fingerabdrücke abnehmen lassen müssen. Kanada durchleuchtet seine Flüchtlinge nach allen Seiten. Dieser an und für sich einfache Auftrag wird dadurch komplizierter, weil irgendwie die Vorbereitungen dazu stecken geblieben sind, so daß wir in Judenau ziemlich lang warten müssen. Im Büro des Lagerkommandanten finden wir eine echt österreichische Luft, keine Eile, aber auch keine Barschheit. Judenau hat von den Russen weniger gelitten als die andern von ihnen verlassenen Besitzungen, deshalb sind dort viele Familien mit kleineren Kindern untergebracht. Es fehlt an vielem, besonders für die Kindernahrung. Die Begehren des Lagerleiters kann ich am Nachmittag in Wien beim Roten Kreuz noch persönlich unterstützen, wo sie freundlich aufgenommen werden. Das Lunchpaket geht diesmal an einen Professor der Theologie, den wir mitnehmen, weil er in seiner Doppeleigenschaft als Flüchtling und Seelsorger für seine Landsleute heute in Wien zu tun hat. Am Abend kommen meine Getreuen vom schweren Einsatz an der Grenze zurück; diesmal war es in Oberpullendorf besser organisiert; es wurden nur die vorgesehenen 700 Personen mitgenommen und zum Teil in ein soeben neu eröffnetes Lager verbracht, ein Schloß, das dem Fürsten von Liechtenstein gehört. Die beauftragte Dame empfängt ihre ersten Schützlinge unter Tränenströmen; sie steht zum erstenmal der harten Wirklichkeit des Flüchtlingselends gegenüber. Die Begleiterinnen sind zum erstenmal beruhigt über Lage und Zustand eines Lagers, dessen Bestehen auf die Großzügigkeit des Fürsten zurückgeht.

Mittwoch, 5. Dezember:

Wiederum fahren über 20 Cars an die Grenze, diesmal auch an den Neusiedlersee. Um 5 Uhr 45 ist bereits Tagwache; jedes nimmt Besitz vom bereitgemachten Notproviant und füllt Taschen und Rucksäcke mit andern Eßwaren. Ach, wären wir doch alle mit großen Geldmitteln versehen! Einzelne unter uns haben

bereits Quellen in der Schweiz flüssig gemacht. Wieviel schrecklicher wäre doch alles, wenn wir in einem durch Krieg verwüsteten Land wären, wo es nichts zu kaufen gäbe! Aber hier ist Geld viel, sehr viel wert, wenn auch die Preise hoch sind; aber mit Geld kann Notwendigstes beschafft werden.

Wir Schwestern werden immer auf der Straße um Hilfe angegangen, besonders am Abend. Das Rote Kreuz ist ein magischer Anziehungspunkt. Auch unfaßbar: Gestern hat mich ein Hotelgast, nicht Ungar, mit seinem Anliegen belästigt. Er wurde in Budapest von den Ereignissen überrascht, floh mit den Flüchtlingen; nun hat er Koffer und Paß nicht mehr und will, daß man sich mit seiner Entschädigungsfrage befasse! Er ist kein Schweizer, und die Höflichkeit gebietet, seine Nationalität zu verschweigen. Sein Konsulat befaßt sich bereits mit ihm, er lebt auch im Osten und hat nun plötzlich Schweizer Gelüste, die ich nicht noch fördern möchte. Es gibt Menschen, die haben nicht nur ihren Koffer, sondern noch die Angehörigen, ihr Heim, die Stelle und ihr Vaterland verloren! In der Stiftskaserne begegne ich drei jungen Engländern, einem Mädchen und zwei Burschen. Sie kamen per Autostop von England her. Sie wollen helfen. Einer der Burschen ist körperlich ganz schwach, hat aber einen fanatischen Blick. Sein Abzeichen dürfte auf eine Bewegung wie Friedensritter hinweisen. Er sieht eigentlich zum Erbarmen aus. Sie arbeiteten einige Tage in einem Lager, das nun von England übernommen wurde; nun wurden sie weggeschickt. Nun wollen sie an die Grenze, das Englische Rote Kreuz will sich nicht mit ihnen befassen. An der Grenze stehen sie nur im Weg. Sie wollen Gepäck tragen. Als ob die Flüchtlinge etwas mitschleppen könnten! Sie sprechen auch nicht Deutsch. Sie haben eine Überzeugung und guten Willen; aber es ist das Verkehrteste, was man tun kann, einfach mittellos so herzureisen. An der Grenze ist jeder, der herumsteht, zu viel, geschweige denn die, die essen und schlafen wollen. Auch unser guter Wille wäre fast ganz lahmgelegt ohne die Räder der PTT, und ganz nutzlos wären wir ohne Cars und Geldmittel. Die Lager sind alle weit weg von Wien und schwer zu erreichen; um mit den Flüchtlingen dort zu arbeiten, braucht es Sprachkenntnisse. Es ist etwas Tragisches um diese kopflosen Reisen nach Wien.

Dankbarkeit ist jeden Tag das erste Gefühl; gegenüber dem Schicksal, das uns verschont — der Möglichkeit, helfen zu dürfen — dem Einsatz der Equipe. Hausfrauen, Berufsfrauen, Studentinnen, wer viel Verpflichtungen zurückgelassen hat, weiß um so besser, warum er mitgekommen ist, und gibt erst recht sein Bestes. Durch den flotten Teamgeist, das Zutrauen des Roten Kreuzes, die Kompetenzen, die Arbeit so gut wie möglich zu organisieren, die gute Zusammenarbeit mit dem Chef der PTT-Cars wird alles so sehr erleichtert. Besonders schön ist es, daß der Zentralvorstand zu dritt hier mitarbeitet, so daß wir ein richtiges Kollegialsystem walten lassen können.

Donnerstag, 6. Dezember:

Unsere Schützlinge sind noch da und haben Hoffnung auf eine Einreise nach Holland. Warum der Mann fliehen mußte: Sein Bruder wurde seinerzeit mit Kardinal Mindszenty mitverurteilt zu acht Jahren Zuchthaus und dann auf fünf Jahre «begnadigt». Als in der Fabrik, wo er damals gerade Arbeiter war, Unterschriften gesammelt wurden, wonach das Volk spontan die Verurteilung des Kardinals verlange, widersetzte er sich, zu unterzeichnen. Beim Befreiungsaufstand war er als Assistent tätig und weigerte sich, die verwundeten Freiheitskämpfer aus dem Spital herauszugeben. Die Braut war Schauspielerin, hat seit Jahren Berufsverbot und wurde dann Tramführerin, bis sie einen Zusammenstoß mit Nervenzusammenbruch

hatte und als Schwerarbeiterin in der Industrie eingesetzt wurde. Nun erst verstehe ich, warum sie eine so «erloschene» Schauspielerin ist. In der Stadt, wo sie im Lager waren, schenkte ihr eine Opernsängerin kurzerhand ihren Pelzmantel. Wieviel Herz haben die Österreicher! Die Flüchtlinge und wir erleben es täglich, und wir lieben unser Gastland. In vielen Schulen wird hier nur noch schichtenweise unterrichtet, weil ganze Schulhäuser für die Flüchtlinge beansprucht werden. Aus dem Brief einer unserer Heimgekehrten: «Beim Eintritt in die Schweiz habe ich unsern besondern Schützlingen im 10. Wagen „Minden jot in Swaiz" gewünscht, dann standen alle auf und wünschten mir dasselbe und sangen stehend die ungarische Nationalhymne.» Über dem Eingang der Wiener Universität weht eine schwarze Fahne.

Unsere Schützlinge können nach Holland einreisen; ich habe ihre Kontrollnummer für den Zug, der vermutlich am Montag wegfährt, in Händen gehalten. Wir können nicht sprechen, die Frau und ich umarmen uns nur stumm, um der großen Bewegung Herr zu werden. Nun müssen sie noch etwa 35 Franken haben. Wie froh sind wir über die Spende des SGF — so gelingt es, mit einigen Zuschüssen, die wir einzeln etwa auf uns nehmen, sie durchzuhalten. Ungarisches Geld wird in den Banken nicht mehr angenommen. Direkthilfe ist hier so dringend; wenn sie eine Lösung bedeutet, ist das unser größtes Geschenk. Und heute ist ja St.-Niklaus-Tag!

Freitag, 7. Dezember:

Sehr mitgenommen sieht eine Flüchtlingsmutter aus, die ein halbjähriges Kindchen bei sich hat: 2 Stunden lang mußte sie im Wasser waten, bis das erlösende Ufer erreicht war — dreimal wurde die Gruppe durch die schießenden Russen zurückgetrieben. Auch ein dreiwöchiges Kind ist unter den Flüchtlingen. Die Nachrichten lauten sehr schlecht; wer aus Budapest zurückkommt, ist mehr denn je besorgt. Und doch hat der gestrige Abend in Musik ausgeklungen: geflüchtete ungarische Zigeunergeiger haben uns Schweizern aufgespielt, als wir die Kantine einweihten. Unterdessen ist die Kolonie der nichtansässigen Schweizer in Wien derart angewachsen (die Fahrer und Begleiter der Materialtransporte, die nach Budapest durchgelassen werden, müssen Schweizer sein), daß vorgeschlagen wurde, alle in der Stiftskaserne einzuquartieren und zu verpflegen. Da die Amerikaner vorher diese Kaserne bewohnt und eingerichtet haben, mangelt besonders die Küche nicht eines gewissen Komfortes. Auch Flüchtlinge sind im untersten Stockwerk untergebracht. Ein erfahrener Militärkoch ist bereits da, auch ein Fourier. Nun ist man an uns herangelangt mit der Bitte, den Kantinenbetrieb zu organisieren, auch eine gewisse Atmosphäre zu schaffen. Innert kürzester Zeit haben unsere Kunstbeflissenen aus dem Nichts eine wohnliche Stätte hergerichtet, der riesige Saal ist reizend dekoriert mit Ausschnitten unserer schönen touristischen Werbeprospekte. Und: die Sektion Bern hat eine ganz außerordentlich tüchtige und einsatzwillige junge Kraft von der Haushaltungsschule für die erste Zeit freigegeben. So bleibt sie nun vorerst hier hängen, mit ihrer Vertreterin, nachdem beide zuerst bei unserer Equipe tätig waren. Der oberste Leiter ist gerade in Budapest; sein Vertreter weiß uns mit treffenden ernsten Worten zu fesseln und aus unserer Zufallsgemeinschaft etwas Stärkeres zusammenzuschweißen. Auch wir werden dort Quartier beziehen, sobald unsere «Wohnungstüre» eingesetzt ist. So kommt es auch mir zu, ein paar Worte zu sagen, etwas, das im Pflichtenheft einer Gemeinnützigenpräsidentin bestimmt nicht vorgesehen war: St. Niklaus ist sehr, sehr generös mit uns gewesen: Für 100 Franken schicken uns die Gemeinnützigen Schokolade und Zigaretten, wahres

Berufswerkzeug für unsere tägliche Flüchtlingsbetreuung. Es ist wunderbar, sich so getragen und unterstützt zu wissen; noch spät in der Nacht packen wir aus und verteilen für den nächsten Tag, der schon um 5.45 Uhr Tagwacht bringt. Eine weitere große Zigarettensendung läßt uns ein Herr, der einen der Schweizer Züge begleitet hatte, zukommen. Wahrhaft ein großartiger Klausentag! Heute gibt es ein großes Abschiednehmen; rund ein Dutzend werden, wenn sie von den Lagern herkommend mit den Flüchtlingen beim Zug eintreffen, diesen selber besteigen, um nach fast 2 Wochen Abwesenheit wieder in ihre heimischen Arbeitsstätten einzutreten, nach einem Einsatz, der, trotzdem er so groß war, nie nachgelassen hat. Sie werden unsere besten Werber für weitere, immer weitere Hilfe sein!

Samstag, 8. Dezember:

Die gestrige Abreise von mehr als 10 unserer Bewährten, die wieder in ihren Haushalt, die Stelle, den Hörsaal zurückkehren müssen, war mit Wehmut und Dankbarkeit gemischt. Es ist fürwahr keine Selbstverständlichkeit, daß sie alle gesund nach der Schweiz abreisen, in der guten Obhut des Flüchtlingszuges. Alle sind dankbar, den Einsatz geleistet zu haben. Heute heißt es: «Alle Mann auf Deck!» Wir werden um 4 Uhr geweckt, um 4.45 Uhr ist Morgenessen in der Kantine. Wir sind alle schwer bepackt mit Notrationen, «es schneierlet, es beierlet», wir sollten nicht naß antreten müssen. In 2 Taxis verstaut fahren wir alle 9 in die Kaserne, wo die andern 6 vom andern Hotel auch zu uns stoßen. Der äußere Rahmen des Tages: Zuerst sind wir Serviertöchter, dann gibt es einen kurzen «Rapport», unser 15 verteilen wir uns auf 27 Wagen. Die eine Hälfte fährt an den einen Grenzort, die andere an einen andern. Wir treffen uns alle in Wels bei Linz, und wie wir nach Mitternacht wieder in Wien sind, haben wir 600 km hinter uns und rund 1000 Flüchtlinge, die in den letzten 48 Stunden eingetroffen sind, in einem neu errichteten Lager (zum Teil Siedlung für Volksdeutsche, zum Teil früherer Militärflugplatz «Fliegerhorst» genannt) untergebracht. Unser Erleben ist wieder mannigfaltig: hier eine Großmutter mit drei Kindern, deren Vater auf der Flucht verlorenging, er ist aber in Österreich; dort eine Frau, die jederzeit niederkommen kann; eine Krankenschwester mit 42 Dienstjahren, der die Flucht erst beim fünften Versuch gelang; mehrere in Überkleidern, zum Teil schon von den Russen für Deportation «übernommen» und wieder entflohen. Im einen Dorf ist unsere Ankunft nicht richtig signalisiert worden; die Leute liegen noch auf dem Stroh, und wir verlieren ziemlich viel Zeit. Wir haben diesmal auch Mandarinen mit für Kinder. Sie erfüllen einen unerwarteten, aber verdienstvollen Nebenzweck und geben den Wagen einen herrlichen Geruch, dem Knoblauchduft den Kampf ansagend. Die Aufnahme in Wels ist herzlich, das ist tröstlich. Die Leute haben alle buchstäblich nichts, als was sie auf dem Leibe tragen. Aus der Schweiz mit dem letzten Zug hergebrachtes Kleidergut, besonders Säuglingswäsche, ist an der Grenzsammelstelle Neusiedl hochwillkommen. Übrigens bekommen wir dort bei unserer Ankunft um 7 Uhr in der Frühe einen herrlichen Mokka, in Mokkatassen serviert mit Mokkalöffeln! Wir bekommen auch Proviant für die Flüchtlinge mit; wie froh sind wir aber, Zigaretten, Schokolade und anderes zusätzlich verteilen zu können! Wir gelangen ja erst um 5 Uhr nachmittags nach Wels. Auf der Rückkehr begrüßt uns in Melk ein brennender Weihnachtsbaum, der vom Kloster herabscheint, aber aussieht, als steige er vom Himmel herunter. Melk! Hier atmen wir nun schon beinahe heimatliche Luft, denn in zwei Stunden werden wir in Wien sein! Wir sind gut Bern–Paris gefahren. Zwischen dem Willkommgruß «Jo napot» und dem Ab-

schiedswort liegt viel, viel Schweres, das wir mittragen durften. Der strengste und sowohl beste Tag.

Sonntag, 9. Dezember:

Es ist klar, daß Kutscher und Rößli nach dem 20stündigen Arbeitstag heute nicht eingesetzt werden können. Nun kann man Nachholarbeit machen, sich selber «restaurieren», die Wäscheleine im Zimmer garnieren, vorsorgen. Denn am Dienstag wird es wieder ein großes Abschiednehmen geben, der Flüchtlingszug, der die Getreuen bis auf einen kleinen Rest entführt, wird die zweite Equipe bringen; denn die PTT bleiben vorläufig noch hier, um die Grenzen weiter zu entlasten. — Soeben bin ich unterbrochen worden; in unser Zimmer, das eher einem Warenlager gleicht und wo zudem die Betten noch ungemacht sind, kam eine Frau aus einem Wiener Lager: Sie ist mit ihren zwei Kindern hier. Sie stammt aus gutbürgerlichen Kreisen und wartet darauf, nach Amerika zum Schwager zu fahren. Ihr letzter Schicksalsschlag: Der Mann, 48 Jahre alt, Akademiker, ging aus, ein Brot zu kaufen für seine Familie. Er wurde dabei erschossen. Ihr Anliegen: etwas in Zürich ordnen zu können, die genauen Richtlinien wußten nur ihr Mann und der Schwager, dem nun telegrafiert werden muß. Es fällt ihr so schwer, alles annehmen zu müssen; sie besitzt keinen Groschen. Jemand hat ihr meine Adresse aufgeschrieben.

Und nun gehen diese Blätter in die Schweiz, zur Redaktionskollegin und an die Marienstraße, und wer sie in die Hände bekommt und liest, soll unseres herzlichsten Dankes für alle Mithilfe und Fürbitte gewiß sein! *(Schluß folgt)*

Weihnachtsstern

I dene zwölf heilige Nächte und Tage
vergässe d'Möntsche das Lyde und
Chlage.
Im letzte Huus ghörsch öpper brichte
vo alte, wunderbare Gschichte.
Und wär uf finschtere, holprige Wääge
dur d'Wält uus mueß sy Burdi trääge,
luegt gäge Himmel und blybt stoh.
Isch's nit, er heig e Stimm vernoh?
Es Lied, so fyn wi nes guldigs Band,
wo d'Stärne wäben übers Land.

Es tönt vom Himmel uf d'Ärden abe.
Der heilig Chrischt mit syne Gabe
wott bi de Lüten uf Ärde sy,
chehrt i alli Hüser und Härzen y,
bringt jedem es Cherzli, es Liechtli mit,
wo-n-ihm es bitzli Heitri git,
as er uf allne syne Wääge
sys Sorgechrättli liechter möcht trääge.
Drum ruumet uuf, as 's Wiehnechtschind
bi allnen es hilmigs Plätzli find!

(Von Josef Reinhart, aus dem Zyklus: «Der Stern von Bethlehem»)

Amanda Tröndle-Engel

Frauen, die in ihrem Tun und Lassen, auch in der Werbung für die Anliegen ihres Geschlechts, eine fast männlich zu nennende Energie und Ausdauer an den Tag legen, dürfen und sollen die Anmut des weiblichen Wesens im Fortlauf der Jahre nicht verlieren. Und daß wir solchen Frauen nicht selten begegnen, bedeutet ein Ruhmesblatt an und für sich, seien nun solche Eigenschaften ursprüngliche Anlage oder durch das Bemühen der Selbsterziehung erzielt worden. Eine solche Frau war die solothurnische Künstlerin Amanda Tröndle-Engel, die kürzlich im Alter von 95 Jahren, ohne daß Krankheit sie vorher beschwert hätte, dahingeschieden ist. Als Kind des Notars Engel in Twann schon äußerte sie die Anlage ihres starken

Willens, indem sie als junges Mädchen allwöchentlich zu Fuß den weiten Weg nach Ins machte, um sich vom Meister Anker in die Anfänge der Zeichen- und Malkunst einführen zu lassen. Nach dem frühen Tode ihres Vaters kam sie mit ihrer Mutter nach Aarau, wo sie neben dem Besuch der Schulen beim Sänger Burgmeier ihre schöne Gesangsstimme konzertmäßig ausbilden ließ. Sie besuchte ein Pensionat im Welschland, kam zum erstenmal nach Paris und erwarb dann in Basel als kaum Zwanzigjährige das Patent als Zeichenlehrerin. Vierundzwanzigjährig vermählte sie sich anno 1885 mit Oberrichter Arnold Amiet in Solothurn und beteiligte sich bis zu dessen frühem Tode erfolgreich an den künstlerischen, musikalischen und theatralischen Bestrebungen der Ambassadorenstadt. Nach dem Tode ihres Mannes, ganz auf sich selber gestellt, gründete die junge Witwe eine Malschule und beherbergte in ihrem schönen Wohnsitz «Am Rosenhag» immer wieder zahlreiche Gäste aus dem In- und Ausland sowie auch Schüler des Gymnasiums, denen sie eine mütterliche Beraterin und Erzieherin wurde. Im Herbst 1905 begab sich Amanda Amiet nach München zur weitern Ausbildung in der Malkunst. 1906 verehelichte sie sich mit dem Maler Oskar Tröndle, mit dem sie dann, nach Solothurn zurückgekehrt, in der glücklichsten Einheit ihrer seelischen und künstlerischen Interessen bis zu dessen Tode im Jahre 1945 schönste Jahre der Glücksverbundenheit und gemeinschaftlichen Schaffens erleben durfte.

Als Frucht ihrer zeichnerischen Lehrtätigkeit erschien das vorzügliche Werk «Aug erwach!» Ein Buch, das bis über die Grenzen unseres Landes hinaus bekannt geworden ist. Amanda Tröndle war eine Frau von seltener Kraft, Ausdauer und Lebensgläubigkeit. Man hat von ihr gesagt, daß sie bis ins hohe Alter die «ewig Junge» geblieben sei. Als Beweis dieser Tatsache mag das Unglaubliche dienen, daß das kleine, zierliche Persönchen, noch im 50. Altersjahr bei den Faust-Aufführungen der Liebhabergesellschaft die Gretchenrolle hätte übernehmen sollen. Ihr Takt und die Kunst der Resignation ließ sie aber diesen Antrag dankend ablehnen, wie auch den Vorschlag des Erziehungsdirektors, an der Kantonsschule als Zeichenlehrerin zu wirken. Frau Amanda Tröndle war eben eine Lebenskünstlerin, die mit ihrer überlegenen Klugheit das Maß der Möglichkeiten niemals überschritt. Die Heiterkeit ihrer Weltanschauung machte es aus, daß Amanda Tröndle während Jahrzehnten bis in die letzten Monate ihres Lebens im gesellschaftlichen, künstlerischen Leben der Stadt ohne Aufdringlichkeit eine stets willkommene Beraterin und Helferin gewesen ist. So erscheint es uns als selbstverständliche Tatsache, daß sie bei den gemeinnützigen Bestrebungen der Frauen mit ihrer nie versagenden Initiative eine Stellung einnahm, die ihr Wirken unvergeßlich macht. Die Ziele des Gemeinnützigen Frauenvereins blieben bis zu ihrem Tode ihre Anliegen. Es ist nicht denkbar, daß die Gemeindestube mit ihrer Volksbibliothek und ihren winterlichen Vortragsabenden während wohl dreißig Jahren in der Stadt Solothurn eine Sache der Selbstverständlichkeit wurde, die in ihrem kulturellen Wert unschätzbar ist, ohne die stete Mitwirkung der Frau Amanda Tröndle. Eben dieser Gemeindestube und ähnlichen Vereinigungen der Schweiz hat sie mit ihrer Kunst ein Denkmal gesetzt, das bleibende Wirkung behält. Es sind die prächtigen Schwarzweißbilder zur Weihnachtsgeschichte, die unter dem Titel «Der Stern von Bethlehem» mit den Versen und den Liedern unzähligen Beschauern und Hörern den Sinn der Weihnacht festlich betont haben. Neben dieser Gabe ihrer Kunst sind in den Schulen und Wohnstuben zu Stadt und Land all die Kinderporträts, die Linolschnitte köstliche Teilstücke einer höhern volkstümlichen Kultur, die den Namen einer unvergeßlichen Frau auch in Zukunft lebendig erhalten läßt.

Josef Reinhart

Aufruf *an die Schweizer Frauen!*

Der ungarische Freiheitskampf hat uns alle erschüttert und mahnt uns zur Besinnung und zur Bereitschaft. Wir wollen zusammenstehen und tun, was in unsern Kräften liegt, damit unser Land gerüstet sei zur Selbstverteidigung und zur menschlichen Hilfeleistung im In- und Ausland. Deshalb bitten wir die Frauen, sich in ihren Gemeinden dem Zivilschutz zur Mitarbeit zur Verfügung zu stellen, damit in enger Zusammenarbeit der öffentlichen Ämter mit den bestehenden Frauenorganisationen die verschiedenen Zweige aufgebaut werden können. Dazu gehören heute unter anderm: Kriegssanität, Obdachlosenhilfe und Hauswehren. Es ist Aufgabe der Frauen, vor allem auf sofortige Ausbildungskurse zu dringen.

Neben dem öffentlichen Zivilschutz werden die Frauenorganisationen sich in der Art des früheren Zivilen Frauenhilfsdienstes in den Kantonen zusammenschließen und zu gegebener Zeit die Frauen zur praktischen Mitarbeit aufrufen. Diese wird auch für die im Zivilschutz eingeteilten Frauen möglich sein.

Bund Schweizerischer Frauenvereine — Evangelischer Frauenbund der Schweiz — Schweizerischer Gemeinnütziger Frauenverein — Schweizerischer Katholischer Frauenbund — Schweizerischer Landfrauenverband — Schweizerischer Verband für Frauenstimmrecht — Sozialdemokratische Frauengruppen der Schweiz — Schweizerische Vereinigung freisinniger Frauengruppen — Schweizerische Frauenkommission des Landesringes der Unabhängigen — Staatsbürgerlicher Verband katholischer Schweizerinnen

Nähaktion für Ungarnhilfe

Eine erste Lieferung von 1000 Nachthemden und Pyjamas für Flüchtlinge, deren Fertigstellung rasch durch freiwillige Frauen übernommen werden sollte, ist vom Roten Kreuz den Frauenzentralen zur Verteilung übergeben worden. Die Nähangebote waren so zahlreich, daß längst nicht alle an Zentralen angeschlossenen Vereine zur Mithilfe herangezogen werden konnten. Nun erhält auch der Schweiz. Gemeinnützige Frauenverein 500 Stück Nachthemden und Pyjamas zum Nähen bis Mitte Januar. — Diejenigen Sektionen, die sich für diese Aufgabe zur Verfügung stellen wollen, sind dringend gebeten, bis zum *30. Dezember* an Frau R. Seeger-Meyer, Weinfelden, die Anzahl der Wäschestücke zu melden, deren Näharbeit sie übernehmen würden. (Die Anlieferungsfrist kann sich wegen Überlastung des Roten Kreuzes eventuell etwas verzögern.) Herzlichen Dank für alle Hilfsbereitschaft! Bei einem Überangebot an Nähhilfe bleiben diejenigen Sektionen, die diesmal nicht beansprucht werden, auf der Liste, für eine allfällige spätere Aktion.

Beiseite gestellt

Die Frau mit dem bleichen, bekümmerten Gesicht stand Tag für Tag in der Nische des Eingangs zum Warenhaus und bot Blumen feil. Es waren bescheidene Sträußchen, wie die Jahreszeit sie eben brachte; gerade jetzt im Winter meist aus getrocknetem Heidekraut bestehend, dem eine Silberdistel oder ein paar gelbe Strohblümchen ein wenig mehr Anmut verleihen sollten. Da sie jedoch sonst weder Duft noch Farbe ausströmten, so schien es nicht weiter verwunderlich, daß kaum einmal jemand sie zu besitzen begehrte.

Die ältliche Frau stand da in der Ecke neben ihrem Henkelkorb und sah viele Leute vorbeigehen, deren Zahl wuchs, je mehr es auf das Weihnachtsfest zuging.

Manche waren darunter, die offenbar keine Zeit fanden, stehenzubleiben und ihr eines dieser unscheinbaren Sträußchen abzukaufen, aber auch andere, die lediglich Eile vortäuschten, um sich selbst einigermaßen vor dem leisen Mahnen ihres Herzens zu entschuldigen. Man befand sich immerhin in der Woche vor dem Christfest und fühlte sich deshalb zu gewissen Verpflichtungen stärker aufgerufen als in gewöhnlichen Zeiten.

Frau Müller nahm das hin, ohne sich große Gedanken darüber zu machen. Sie war froh, wenn sie am Abend den Korb wenigstens zur Hälfte geleert heimtragen konnte und der kleine Verdienst dazu reichte, um Milch und Brot, Kartoffeln und ab und zu etwas Wurst oder Käse mitzunehmen. Ihr Hunger war meist bald gestillt und noch rascher der ihres Mannes. Woher sollte er auch Lust zum Essen bekommen, wenn er im Bett liegen und sich mit den immer stärker werdenden Schmerzen in seinen Beinen herumplagen muß? Seit bald einem Jahr war das so und schien kein Ende zu nehmen. Es war wohl ausgeschlossen, daß er jemals wieder auf einem Bau würde arbeiten können, und wenn sie auch durch den regelmäßigen Beitrag des Unternehmers vor der größten Not geschützt waren, so hieß es jetzt doch noch mehr einteilen als früher. Den einzigen Sohn konnte man nicht um Hilfe angehen; er wußte sich selber kaum zu drehen mit seiner vierköpfigen Kinderschar. Da war man also um jeden Franken froh, der als Nebenverdienst erworben werden konnte. Und sie hatte sich längst daran gewöhnt, nun jeden Nachmittag bis in den Abend hinein hier stehen zu müssen, um ihre Blumen feilzubieten. Hatte doch der Arzt, der von Zeit zu Zeit nach ihrem kranken Manne sah und es seit kurzem sogar mit neuen Einspritzungen versuchte, letzthin gesagt: «Sie werden sich eben damit abfinden müssen, Herr Müller, daß es mit Ihrem Gesundheitszustand nicht mehr viel besser wird. Wenn man über die Sechzig hinaus ist, wird man von allerlei Gebrechen heimgesucht.»

«Ja, Herr Doktor», hatte ihr Mann erwidert: «es kommen nun halt die Tage, die einem nicht gefallen. Das steht schon in der Bibel geschrieben.»

Der Arzt hatte genickt und seine Instrumente rasch wieder ins Köfferchen gepackt. Er war wohl zufrieden gewesen, daß der Patient nicht zu jammern anfing; aber einen kleinen Trost ließ er ihm wenigstens da.

«Wenn Sie jetzt ganz ruhig im Bett bleiben und alles tun, was ich angeordnet habe, so können sich die neuen Einspritzungen doch so heilsam auswirken, daß die Schmerzen weniger fühlbar sein werden und Sie in einiger Zeit versuchen können, aufzustehen. Aber wie gesagt, vor allem jetzt ruhig liegenbleiben und gut warm haben.» Dann war er gegangen.

Hatte der Doktor nicht bemerkt, wie abgenützt die Wolldecke sich anfühlte, die auf den kranken Beinen lag, und wie dünn die Federdecke darüber? Und wenn er gewußt hätte, wie klein das Häufchen Holz und Kohlen im Keller unten war, würde er sich vielleicht doch gefragt haben, ob man seine Ratschläge so ohne weiteres ausführen könne. Nun, Frau Müller überlegte, wenn sie heute und morgen die Christrosen, die sie in der Frühe beim Gärtner geholt, gut verkaufte, dann würde sich der Vorrat einigermaßen ergänzen lassen. Auf alle Fälle mußten sie über die Feiertage eine warme Stube haben.

Aber eben — ihr Blick fiel auf den noch fast gefüllten Korb —, sie mußte sich anstrengen. Wenn sie die Vorübergehenden nicht aufmunterte, fiel es auch niemanden ein, sich nach ihr umzusehen. Sie streckte das Sträußchen, das sie in der Hand hielt, weiter vor.

«Frische Christrosen, schöne frische Christrosen!» rief sie bittend, aber ihre dünne Stimme zerflatterte unbeachtet zwischen dem Strom von Menschen, der sich

durch die Glastüren aus und ein schob. Nur ein Herr kam und wählte sich ein Büschelchen aus, gab ihr auch großmütig einen Zwanziger mehr als es kostete; ein altes Frauchen, dem die Güte warm aus den Augen sprach, nahm gleich zwei, aber dann fing das Warten wieder an.

Es begann zu dämmern, doch alsbald strahlten auch schon die Lichter in den Straßen und Schaufenstern auf, als wollten sie sich beeilen, den grauen Abend festlich zu gestalten und gar keine andern als weihnachtlich frohe, beglückende Gefühle aufkommen zu lassen. Noch immer lag ein gutes Dutzend Sträußchen im Korb, und in einer halben Stunde wurden die Läden geschlossen. Frau Müller spürte, wie die Kälte allmählich an ihr hinauf bis in die Arme und Hände kroch, so daß ihre Finger steif die Blumen umklammerten. Sie schob sich noch mehr in den schützenden Winkel, ganz nahe zur Türe, wo sie begierig auf die Welle von Wärme wartete, die aus dem wohlgeheizten Warenhaus drang.

Doch als sie jetzt ihre Augen zufällig auf den ihr gegenüberliegenden, hellerleuchteten Schaukasten richtete, sah sie dort etwas, das sie derart fesselte, daß sie immer wieder hinsehen mußte. Eine prächtige, hellgraue Wolldecke mit farbigen Streifen am Rande lag dort, weich und mollig anzuschauen. Wie angenehm mußte es erst sein, sie anzufassen, und wie herrlich warm sie wohl gab! Ach, eine solche Decke sollte ihr Heinrich haben, dann wäre ihm sicher schon viel geholfen. Aber auf dem weißen Kärtchen, das davor stand, war zu lesen, daß sie nahezu siebzig Franken kostete, ein für sie unerschwinglicher Preis.

Trotzdem kamen ihre Gedanken nicht davon los. Wenn sie mit dieser Decke daheim in die Stube treten könnte, was wäre das für eine Weihnachtsüberraschung! Dann gäbe es endlich wieder einmal etwas, worüber man sich freuen dürfte. Doch war es nicht sinnlos von ihr, sich dies auszumalen, wenn sie doch genau wußte, daß es nicht möglich war? — — —

«Schöne, frische Christrosen, ganz billig!» Ihre Stimme klang jetzt müder als vorher, und die Bewegung, mit der sie das Sträußchen darbot, war mutlos. Sie nahm sich vor, nicht mehr nach der Decke hinzusehen, aber ohne daß sie es wollte, streifte ihr Blick sie, wenn eine Lücke im Strom der Vorbeigehenden entstand.

Plötzlich begann ein Gedanke Bitterkeit in ihre Seele zu träufeln. Warum waren die Lose so ungleichmäßig verteilt, daß die einen alles haben konnten, was sie sich wünschten oder was sie benötigten, während viele darben und entbehren mußten? Weshalb lebten manche im Luxus, wie zum Beispiel jene Dame, die gerade mit ihrem Kind an der Hand vorüberging und einen kostbaren Pelzmantel trug? Nicht daß Frau Müller sie darum beneidet hätte, gewiß nicht. Sie war mit ihrem alten, einfachen Mantel zufrieden, solange er seinen Dienst noch erfüllte; aber daß sie nicht einmal das Geld besaß, eine gute, warme Wolldecke für ihren kranken Mann zu kaufen, das wurmte sie. Und wegen solcher Ungerechtigkeiten im Leben überhaupt gab sie auch nicht viel auf das feierliche Getue an Weihnachten, das Kirchengehen und Fromme-Lieder-Singen. Erst letzthin hatte sie es der Gemeindeschwester gesagt, die manchmal kam, um dem Patienten ihre Hilfe angedeihen zu lassen, und die sie im allgemeinen recht schätzte.

«Schwester», hatte sie gesagt, als diese sie einlud, einer Weihnachtsfeier der Kirchgemeinde beizuwohnen, «mit solchen Sachen erreichen Sie bei mir nichts. Das ist für Leute, denen es besser im Leben geht als mir. Unsereiner ist ja doch auf die Seite geschupft worden und hat keinen Grund, sorglos fröhliche Feste zu feiern. Nein, reden Sie mir doch nicht von Christus und seiner Botschaft. Wenn er schon gekommen ist, um Heil und Gnade zu bringen, wie Sie meinen, dann sicher nicht für uns.»

«Marie», hatte ihr Mann unwillig vom Bett her gerufen, «red doch nicht so ungeschickt! Die Schwester könnte ja meinen, wir seien Heiden. Sie meint es nicht so», hatte er hinzugefügt, «sie ist nur bedrückt, weil ich jetzt so hoffnungslos krank daliegen muß und nichts mehr verdienen kann.»

Ach, er war ja doch besser daran als sie; er konnte noch an etwas glauben. Sie aber, ja das hatte er richtig gefühlt, war hart geworden. Und die Decke dort drüben war jedenfalls mit daran schuld, daß sie jetzt wieder zu hadern anfing.

Da kam die Dame mit dem eleganten Pelzmantel zurück, und es baumelten nun noch mehr Päckchen an ihrem Arm. Am andern hatte sich das Kind eingehängt.

«Christrosen, schöne, frische Christrosen, Madame!»

Das kleine Mädchen, hübsch anzusehen mit seinem rosigen Gesichtlein unter der blauen Kapuze, schaute auf und bat dann: «Nehmen wir nicht auch eines, Mama? Ich mag die Blumen so gern.»

Die Dame blieb zögernd stehen. «Meinetwegen», sagte sie, «für die Schale auf dem Eßtisch; aber du mußt sie tragen. Ich wüßte nicht mehr, wohin damit. Geben Sie mir zwei Sträußchen. Was kosten sie?» Und als Frau Müller sie ihr gereicht und den Preis genannt hatte: «Einen Augenblick, ich bin so beladen, daß es mir Mühe macht, das Geld hervorzuholen. So, endlich, hier! Sie brauchen mir nichts herauszugeben.» Sie reichte ein Zweifrankenstück hin, schloß eilends die Tasche und drängte sich zwischen den Leuten durch auf die Straße. Das kleine Mädchen folgte ihr, indem es mit glücklichem Gesichtsausdruck auf die weißen Blüten in seiner Hand sah. — — —

Die Zeit verstrich, die Menschen schienen es immer dringlicher mit ihren Einkäufen zu haben, je mehr die Uhrzeiger vorrückten. Frau Müller, die wieder wartend dastand, begann nun, wie es ihre Gewohnheit war, auszurechnen, wie groß der Gewinn des Tages sei. Sie hob den Korb in die Höhe, um die noch verbliebenen Büschelchen zu zählen, und schob sie zur bessern Übersicht ein wenig auseinander. Doch was zeigte sich da zwischen dem Grün der kurzen Tannenzweige, mit denen die Christrosen zusammengebunden waren? Ein schmales braunes Geldbeutelchen.

Fast erschrocken nahm sie es heraus und steckte es hastig, aber bereits im Gefühl, etwas Unrechtes zu tun, in ihre Manteltasche. Es war ihr sofort klar geworden, daß es sich um das Eigentum jener Dame mit dem Kind handelte. Sie hatte es genau in deren Hand erblickt, als diese ungeduldig nach Kleingeld gesucht und es dann rasch wieder in ihre Handtasche hatte gleiten lassen. Aber nur vermeintlich; denn statt dessen war es unbemerkt in den Korb zwischen die Blumen gefallen, wo sie es nun vorgefunden.

Sie wußte auch, ohne es geöffnet zu haben, daß eine Hundertfrankennote darin steckte. Auch das hatte sie beobachtet, während die Dame darin kramte. Ein seltsames Gefühl stieg in ihr hoch; war es Freude, war es Genugtuung? Verstohlen fast huschte ihr Blick zur Wolldecke hinüber. Nun bekam sie vielleicht doch noch, was sie sich so heiß erwünschte. Gleich morgen könnte sie die Decke erstehen und sie am Tage darauf, am Weihnachtsabend, ihrem Mann bringen. Welch ein Triumph, wenn sie dann an sein Bett treten konnte, um zu sagen: «Schau, was ich hier für dich habe!»

Aber er würde fragen: «Woher hattest du das Geld dazu?» Er würde seine forschenden Augen nicht von ihrem Gesicht wenden, bis sie ihm Antwort erteilt hätte. Und dann? Ganz unnütz, diesen Gedanken weiterzuspinnen; sie wußte ja im voraus, daß sie allein schon diesen Blick nicht ertragen könnte. Vor seiner absoluten Ehrlichkeit würde selbst ein Ausweichen nichts nützen, würde jegliches Lügengebäude zusammenbrechen. Denn mit Lügen hätte sie die Wolldecke ge-

kauft, nein, mit richtigem Diebstahl. Ihre Hand fuhr wie erschrocken in die Manteltasche und dann schnell wieder hinaus, als ob sie etwas Brennendes berührt hätte. —

Frau Müller starrte bedrückt vor sich hin und bemerkte kaum, daß die letzten Käufer aus dem Warenhaus traten, der Türschließer kam, mit dem Schlüsselbund klirrte, abschloß und sich wieder entfernte. Erst als ein alter Herr sich ihr näherte und mit freundlicher Stimme ein Sträußchen heischte, wohl weil ihn ein Erbarmen beim Anblick der einsam verharrenden Frau anflog, ward sie sich ihres Hierseins bewußt. Dann, als dieser letzte Käufer gegangen, hängte sie den Korb an ihren Arm und ging mit schweren, müden Schritten heimwärts.

Unterwegs hatte sie hart gegen einen aufsteigenden Groll anzukämpfen. Wozu spielte das Schicksal ihr den Streich, diesen Geldbeutel zu finden, wenn ihr daraus nichts als Verdruß erwuchs? Sie empfand es tatsächlich als Hohn, daß er ihr gleichsam in die Hand gelegt wurde, um sie zu narren, sie in Versuchung zu führen.

«Aber das soll mir doch nicht zum Fallstrick werden», dachte sie ingrimmig und vergaß im Eifer ihrer Entrüstung fast, wie nahe sie daran gewesen war, der Verlockung zu erliegen.

«Nein, ich bin trotz allem kein Heide», fand sie im stillen, «mein Mann hat's schon recht gesagt. Und morgen trage ich das Portemonnaie gleich aufs Fundbüro, wenn die Dame sich nicht vorher bei mir sehen läßt, um nachzufragen.»

Ganz erleichtert hielt Frau Müller vor dem Laden an, in dem sie ihre kleinen Einkäufe zu machen pflegte.

«Ach, du meine Güte», murmelte sie vor sich hin, als sie ihn verschlossen fand, «es ist ja längst zu spät.» Nun hatte sie vor lauter Sinnieren die Zeit verpaßt. Jetzt mußte es eben heute abend auch sonst gehen. Für Heinrich war noch ein Teller voll Suppe übrig und Brot und etwas Milch für sie beide. In der Frühe wollte sie dann einfach gleich das Nötige holen.

Als sie die vielen Treppen zu ihrer Wohnung hinaufstieg, hatte sie das Geschehnis bereits beiseite legen können, ja eine gewisse Zufriedenheit durchströmte ihr Herz, wenn sie daran dachte, morgen vielleicht das Verlorengegangene seiner Eigentümerin zurückgeben zu können. Sie, die einfache, kleine Frau Müller, würde das tun, mit der selbstverständlichsten Miene der Welt, die nichts von ihrem inneren Kampfe ahnen ließe. Diese Vorstellung bereitete ihr ein solches Vergnügen, daß sie beschloß, nicht einmal einen Finderlohn zu fordern, wenn die Dame nicht von sich aus darauf kam. Sie wollte ihr schon zeigen, daß arme Leute auch großzügig sein können. — — —

Oben angelangt, stellte sie, vom Treppensteigen etwas atemlos geworden, den Korb ab und begab sich dann zuerst in die Küche, wo ihr ein angenehmer Kaffeeduft in die Nase stieg. Zu ihrer Verwunderung entdeckte sie auf dem Tisch einen goldbraunen Gugelhopf, von Tannenzweiglein umrahmt, und daneben Tasse und Teller bereitgestellt. Auf einem Zettel aber leuchteten ihr, mit Rotstift geschrieben, die Worte entgegen: «Fröhliche Weihnachten wünscht Schwester Elise.»

«Sie meint es wirklich gut mit uns», sagte Frau Müller zu sich selbst und konnte sich einer leichten Rührung nicht erwehren. Wenigstens *ein* Mensch, der an einen dachte. Aber sonst, wie gesagt . . ., sie wollte nicht in dieses Gehaben hineingezogen werden, das ja doch nur ein paar Tage dauerte und dann wieder von lauter Eigennutz zugedeckt wurde.

Müde ließ sie sich auf den Küchenstuhl fallen und zog geräuschvoll die festen Stiefel aus, wie um die Stimme ihres Herzens zu übertönen, die sich da zu regen begann. Dann schlüpfte sie in ein Paar ausgetretener alter Pantoffeln und ging über den dunklen Gang in die Kammer, wo der Mann lag und auf ihr Heimkommen

wartete. Vorsichtig öffnete sie die Türe, um zu sehen, ob er am Ende schon schliefe. Es war so still. Doch nein, da saß er, von den Kissen, die Schwester Elise ihm vor dem Weggehen frisch aufgeschüttelt hatte, ihm Rücken gestützt, auf seinem Lager.

Es fiel ihr sofort auf, wie hell sein Gesicht strahlte und wie erwartungsvoll er es ihr zuwandte. Was war da eigentlich los? Freute er sich so über Kaffee und Gugelhopf? Gewiß, das auch, aber noch viel, viel mehr über das, was die Schwester ihm auf das Bett gelegt hatte. Ja, Marie sollte nur gleich herankommen und es betrachten und anfassen. Hatte sie je schon eine solch herrliche, mollig schöne Wolldecke gesehen wie diese hier?

«Du glaubst nicht, wie wunderbar warm sie gibt. Es ist mir, die Schmerzen hätten schon nachgelassen in der kurzen Zeit, in der ich sie da liegen habe. Das ist mir eine, diese Schwester Elise! Hat gleich herausgefunden, was mir fehlt, und es hinter das Christkind gesteckt, wie sie sagte, eines, das auf der Erde lebt und gerne Gutes tut. Aber warum starrst du mich denn so an, Marie, und fängst gar noch an zu weinen? Freut's dich so für mich, daß es dich dermaßen übernimmt?»

Ja, vorerst hatte es sie wirklich so übernommen, daß sie nur stumm nicken konnte und dabei versuchen mußte, der aufsteigenden Tränen Meister zu werden.

«So setz dich her zu mir», fuhr er fort und sah glücklich drein wie ein Kind unterm Christbaum. «Wir wollen uns miteinander freuen. Und nachher tun wir uns an Kaffee und Kuchen gütlich, denn du hast es auch verdient, ein bißchen beschenkt zu werden. Das Herumstehen bei der Kälte ist kein Vergnügen.»

Sie setzte sich willig auf den Stuhl neben seinem Bett und sah mit scheuen Augen auf die hellgraue Decke, die so sehr der andern, von ihr begehrten glich. Es war wirklich wie ein Wunder, an das sie noch nicht recht zu glauben wagte.

«Ich habe dir noch nicht alles berichtet», begann ihr Mann aufs neue. «Hör genau zu: Die Schwester hat mir erzählt, daß dieses irdische Christkind nicht nur heute, sondern auch in Zukunft mit diesem und jenem für uns sorgen wolle, wenn es nötig sei. Was sagst du dazu?»

«Daß es ganz merkwürdige Dinge auf dieser Welt gibt», stieß sie nun hervor. «Da fühlt man sich vom Schicksal in die Ecke gestellt, verschmäht und vergessen, wie etwas, das zu nichts Besserem taugt — und plötzlich wird man hervorgezogen und weiß nicht, wie einem geschieht . . .» Sie hielt inne, und ihr Blick heftete sich wiederum auf die Decke.

Heinrich jedoch legte sich zufrieden in die Kissen zurück. «Ich weiß es, Marie, für uns beide», sagte er leise, «und ich möchte, daß du nun auch etwas davon spüren dürftest. Wenn man so daliegt, stunden- und tagelang, dann merkt man auf einmal, daß Einer da ist, der uns versteht, der mit uns geht, durch das Dunkle, bis es wieder hell wird.»

«Wie du redest, Heinrich, so merkwürdig», meinte sie mit leiser Verwunderung.

«Halt wie einer, der Zeit zum Denken hat», erwiderte er froh, «Aber gelt, jetzt tust du mir auch etwas zuliebe, mir und der Schwester. Geh an den Gemeindeabend, und feiere mit den andern zusammen Weihnachten. Ich will es derweil daheim in der Stille tun.»

Sie stand auf und reckte unwillkürlich ihre kleine, etwas zusammengeduckte Gestalt.

«Ja, das werde ich tun», sagte sie in versöhnlichem Ton und strich behutsam über die Wolldecke, als ob sie ihr etwas abzubitten hätte.

(Aus «Ein Stern ist aufgegangen» von Luise Wolfer; Verlag Friedrich Reinhardt AG, Basel.)

In grossen Kellern in der Innerschweiz und im Luzernischen werden Tausende von Sbrinz-Käsen gelagert; denn der Sbrinz will während mindestens zwei bis drei Jahren gepflegt werden, bevor er in den Verkauf kommt. Kenner und Feinschmecker behaupten sogar, er erreiche seine beste Zeit erst von vier Jahren an. Während dieser Lagerzeit wird ein Teil seines Eiweissgehaltes abgebaut (dieser Prozess kommt einer Veränderung gleich, die bei jüngeren Käsen erst im Magen vor sich geht); das ist denn auch der Grund, warum der Sbrinz so leicht verdaulich ist. Selbst der delikateste Magen kann ihn gut vertragen. Der Sbrinz ist hochwertig, vollaromatisch und gar nicht teuer. Er sollte nie in Ihrer Küche fehlen.

Eil-Gratin. In fünf Minuten haben Sie ein Fischfilet (tiefgekühlt und aufgetaut oder frisch) in eine gut ausgebutterte Gratinform gelegt, mit 100 g fein gescheibelten Champignons belegt und 100 g geriebenen Sbrinz darüber gestreut. Verteilen Sie zu oberst reichlich Butterflöcklein schieben Sie das Gericht in den gut vorgeheizten Ofen und holen Sie es nach 40—50 Minuten, die es bei mässiger Hitze im Ofen bruzzelte, goldbraun heraus.

Schweiz. Käseunion AG. Bern

Bäuerinnenschule UTTEWIL

Freundliche, dem ländlichen Haushalt angepaßte
reformierte Heimschule

Station Schmitten (Freiburg) oder **Laupen** (Bern)

Beginn der Kurse: Je Mitte April und Mitte Oktober

Auskunft und ausführliche Prospekte durch die **Schulleitung**

G. FEUCHT, *Optiker*

Nachfolger von O. HOPPLER

BAHNHOFSTRASSE 48

TELEFON 23 31 12

ZÜRICH

Brillen moderner Bauart

Etuis in Leder und Metall

Barometer, Thermometer

Feldstecher, Operngläser, Fernrohre

Mech. und elektr. Spielwaren

Modellbau

- **Fachmännische, uneigennützige Beratung**

SIE ist den Haushaltungssorgen enthoben, **ER** ist im Bild über die häuslichen Finanzen. Diese angenehme Harmonie kommt Ihnen zugute, wenn Sie das überaus praktische und übersichtliche

Kaiser's Haushaltungsbuch

benützen. Erhältlich in guten Buchhandlungen und Papeterien oder direkt beim Verlag Kaiser & Co. AG., Bern. Die Schweizer Familien- und Frauenzeitungen empfehlen dieses seit Jahren bewährte Buch wärmstens. Preis Fr. 3.50

BAHNHOFBUFFET ZÜRICH

R. Candrian-Bon Telex 52 5 52 Tel. (051) 23 46 44

Erfolgreiche Badekuren im

BAD-HOTEL BÄREN, BADEN b. Zürich

Ruhige Lage. Komfort. Quellen und Kurmittel im Hause.
Gepflegte Küche (Diät). Pension ab Fr. 14.50—19.—.
Prospekte durch **Familie K. u. H. Gugolz,** Tel. (056) 2 51 78
Gleiches Haus: **Hotel Boldt, Lugano-Castagnola.**

WALTER RUCKLI, LUZERN

Bahnhofstraße 22

Gold · Silber · Uhren · Bestecke

ATELIERS FÜR INDIVIDUELLE ARBEITEN NACH IHREN ANGABEN ODER EIGENEN ENTWÜRFEN

Lieferant für Ihre Diplomierungen

Hotel Hirschen Sursee

empfiehlt sich den verehrten Frauenvereinen bestens
Große und kleine Lokalitäten Tel. (045) 5 70 48

L. Wüst

Weißenburger

Erfrischend u. gesund

Kur-und-Tafelwasser

Tausend-Scherben-Künstler

K. F. Girtanner, Brunngasse 56, Bern

Telephon 2 82 14

Atelier für zerbrochene Gegenstände (Ohne Glas)

Auch Puppenreparatur

Ein Schmuckstück als Geschenk, wünschenswert und echt, zur Freude für Sie aus handwerklichem Atelier

Widmer

Gold- und Silberschmied
Graben 22
Aarau

Alle Jezler-Bestecke

AZ
BERN 6

Erhältlich in allen USEGO-Geschäften